



Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

ROSEMARIE MARSCHNER

Good Morning,
Mr. *Mendelssohn*

ROMAN

dtv

Von Rosemarie Marschner
sind bei dtv außerdem erschienen:
Das Bücherzimmer (21099 und großdruck 25311)
Das Jagdhaus (21559)
Das Mädchen am Klavier (21692)
Zu Ehren des Königs (24759)



Originalausgabe 2017
2. Auflage 2017
© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Alexandra Bowien/dtv unter Verwendung
von Bildern von bridgemanimages.com
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Adobe Garamond (10,75'/13,25')
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26142-5

Die Zeitungen berichteten ausführlich und mit professionellem Mitgefühl, wie es gewesen sei, als man dem berühmten Komponisten die Nachricht vom Tode seiner Schwester überbrachte.

Voller Vorfreude und noch erfüllt vom Zauber seiner Erfolge im Ausland sei er vor seinem Haus aus der Kutsche gesprungen, ein schöner Mensch in der Blüte seiner Jahre. Ein Liebling der Götter, wie man über ihn zu sagen pflegte. Ungeduldig sei er die Treppe hinaufgelaufen, immer zwei Stufen auf einmal, um seine Frau zu begrüßen und seine Kinder. Doch noch bevor er die Tür zum Salon öffnen konnte, ging sie schon von selbst auf.

Verwundert und ein wenig irritiert, doch noch immer mit einem Lächeln auf den Lippen, trat er ein. Der vertraute Raum, sonst lichtdurchflutet, war abgedunkelt durch die Vorhänge, die irgendjemand der Pietät halber zugezogen hatte.

Wenn sich Felix später an diesen Moment erinnerte, kam es ihm vor, als wäre das Zimmer bis in den letzten Winkel voller Menschen gewesen. Lauter Männer, und alle dunkel gekleidet, schweigend in einer pelzigen Stille. In der Rückschau hätte Felix nicht sagen können, wer alles dort gewesen war. Er wusste nicht einmal mehr, wer schließlich auf ihn zugetreten war und gemurmelt hatte: »Ihre verehrte Schwester, lieber Freund!«

Noch immer waren seine Augen nicht an das Dämmergrau gewöhnt, aber er brauchte jetzt auch kein Licht mehr. Er stand nur da, und es schien, als würde er immer kleiner, als vergehe er, während einer nach dem anderen seine Hand ergriff und seinen Arm tätschelte. Manche umarmten ihn auch und redeten von Beileid, und dass sie selbst etwas Ähnliches auch schon erlebt hätten. Die Zeit heile alle Wunden, versicherte man, und es sei immerhin ein Trost, dass die liebe Verstorbene ein so einzigartiger Mensch gewesen war.

Hunderte Hände streckten sich ihm entgegen, so schien es ihm, Tausende Hände, viel zu viele jedenfalls, doch er hörte kein einziges Wort, das ihm wahrhaft Trost gespendet hätte. Es gab keinen Trost, das wusste er, so wie es auch für seine Schwester keinen Trost gegeben hätte, wenn er vor ihr gegangen wäre.

In den Zeitungen stand später, er habe sich an die Stirn gefasst und sei dann mit einem Aufschrei ohnmächtig zu Boden gestürzt.

TEIL EINS

Das Glück der goldenen Jahre

Denn wem viel gegeben ist,
bei dem wird man viel suchen;
und wem viel anvertraut ist,
von dem wird man umso mehr fordern.

Lukas 12,48

ILSEBILSE, KEINER WILLSE

I

Die Nachricht von Fannys Tod veränderte sein Leben. Obwohl sie seit ihrer Kindheit nur noch in unregelmäßigen Abständen zusammengetroffen waren, hatte er immer das Gefühl gehabt, sie sei ständig in seiner Nähe und wisse fast alles über ihn. So wie er durch ihre unzähligen Briefe an ihrem Leben teilnahm, an ihren Gedanken, ihren Träumen, ihren Plänen, ihren Zweifeln und ihrer heimlichen Verdrossenheit, weil die Welt, die ihn so begeistert willkommen hieß, für sie um so vieles enger war. »Du darfst alles lernen wie dein Bruder, darfst alle deine Talente entwickeln. Aber, mein Mädchen, vergiss nie, dass eine Frau nicht für sich selbst existiert, sondern für ihre Familie« – die Worte ihres Vaters, der die Regeln des menschlichen Zusammenlebens zu kennen glaubte und überzeugt war, dass sich anpassen musste, wer überleben wollte.

Und Fanny hatte alles gelernt wie ihr Bruder, und sie hatte alle ihre Talente entwickelt wie er. Zugleich versuchte sie als gute Tochter, nicht zu vergessen, für wen eine Frau zu existieren hatte und wofür. Ja, dachte Felix, als der Schmerz ihn von Neuem übermannte, ja, sie hatte versucht, die Erwartungen des Vaters zu erfüllen. Immer wieder. Doch mindestens ebenso oft hatte sie darauf vergessen.

Fanny, seine Schwester. Fenchel hatte Felix sie oft genannt, um sie zu necken, und sie hatte es gerne gehört, weil der Spitzname von ihm kam und er alles zu ihr sagen durfte. Fanny-Fenchel. Athene-Minerva, die Göttin der Weisheit mit

dem wachen Blick. Das Löwenmädchen mit der braunen Mähne und den buschigen Brauen. Der kleine Johann Sebastian im Spitzenkleid. Fanny, Göttin der Musik. Geboren für die Musik. Erfüllt von Musik – so wie er, Felix, ihr Bruder, dem sie nicht ähnlich sah und der doch in so vielem war wie sie, auch wenn ihm ein ganz anderes Leben zugestanden wurde.

Was für eine glückliche Familie, damals in Berlin, als auch die Eltern noch jung waren! Den Kindern erschienen sie zu jener Zeit allerdings reif und bedeutsam, wie alle Eltern ihren Kindern, die von ihnen Schutz verlangen, Fürsorge und Liebe. Und damit hatten Abraham und Lea Mendelssohn ihre Kinder immer verwöhnt.

Anlässlich von Felix' Hochzeit vor fast genau zehn Jahren hatte seine Tante Dorothea Schlegel beim Bankett anstelle einer Rede einen alten Brief vorgelesen, in dem Lea über die Aufführung eines von Felix komponierten Singspiels berichtete. Es hieß *Die Soldatenliebschaft*. Felix hatte es selbst inszeniert und das große Orchester der königlichen Kapelle dirigiert – seinem Alter von zwölf Jahren weit voraus und erfüllt von der Magie der Musik. »Es war ein einzig lieber Anblick für das Elternherz«, schrieb Lea damals an ihre Schwägerin, »das schöne Kind mit den Raphaelslocken unter all den Künstlern sitzen zu sehen. Seine Augen, die durch die Musik stets belebt werden, strahlten und leuchteten von ungewöhnlichem Feuer.« – So sehr hatte sie ihn geliebt und so geborgen war er in dieser Liebe, auch später noch, als Lea selbst längst nicht mehr da war!

Sein Vater war ebenso stolz auf ihn gewesen an jenem strahlenden Nachmittag. Als die Gäste den Gartensaal, in dem die Aufführung stattgefunden hatte, verließen, legte er den Arm um die Schultern seiner Frau und sagte halb ernst, halb ironisch, bisher habe man ihn selbst oft den »Sohn eines berühmten Vaters« genannt. Wenn es mit Felix jedoch so weitergehe,

werde man bald von Abraham Mendelssohn als dem »Vater eines berühmten Sohnes« sprechen.

Felix, der damals am Fenster stand und den Besuchern nachschaute, hörte diese Worte und sah, dass sie auch Fanny nicht entgangen waren. Sie errötete und wandte das Gesicht ab. Felix war sicher, dass sie ihm seinen Erfolg nicht neidete, aber er begriff auch, dass sie sich die gleiche Anerkennung für sich selbst gewünscht hätte.

»Felix, immer nur Felix und Fanny!«, hatte sich auch Rebecka, das dritte Kind der Familie, häufig beklagt. »Es ist wirklich ein Pech, nach euch beiden geboren zu sein. Alle reden immer nur von euch und hören gar nicht, wie gut auch ich Klavierspielen kann und wie schön ich singe. In jeder anderen Familie wäre ich eine kleine Königin, aber bei uns bin ich immer nur Beckchen, die dicke Dritte!«

»Du bist nicht dick!«, pflegte Fanny dann zu widersprechen. Doch Paul, der Vierte der Geschwister, der sich vorsichtshalber statt mit Musik lieber mit Technik befasste, erklärte, auch wenn Rebecka jetzt noch nicht dick sei, werde sie diesen Zustand bestimmt bald erreicht haben. Niemand stecke ungestraft bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Finger ins Marmeladenglas.

Vier Kinder einer Familie, ganz verschieden voneinander und doch so eng miteinander verbunden wie die Eltern, die auf zwei Zeichnungen im Speisezimmer dargestellt waren, als seien sie lebendig. Beide blickten direkt ins Auge des Betrachters, freundlich, aber auch aufmerksam und forschend. Beide hielten sie die Arme vor der Brust verschränkt, wie um sich vor allzu großer Nähe abzugrenzen und die eigene Energie nicht unnötig zu verströmen. Zwei gut aussehende Menschen, zierlich und anziehend. Die Mutter im hellen Seidenkleid mit den ausladenden Puffärmeln der neuesten Mode und mit dem Spitzenhäubchen der feinen Damen. Der Vater im eleganten Frack mit hohem Kragen, eine randlose Brille auf der Nase

und eine Andeutung beginnender Geheimratsecken, die ihn – daran konnte sich Felix noch gut erinnern – zunehmend bekümmerten.

»Ihr seht einander ähnlich wie Geschwister«, hatte Dorothea Schlegel, Abrahams Schwester, das schwarze Schaf der Familie, einmal missvergnügt festgestellt. »Wie langweilig, jemanden zu heiraten, der so ist wie man selbst. Alle meine Männer waren voneinander verschieden wie Feuer und Wasser, und ein Temperament wie ich selbst hatte keiner von ihnen. Glaubt mir, erst die Verschiedenheit der Charaktere verleiht dem Leben die nötige Spannung!« Es störte sie nicht, dass niemand lachte, obwohl sie eigentlich einen Scherz machen wollte. Aber was konnte man schon von einer Familie erwarten, für die die strenge Disziplin eines Johann Sebastian Bach den höchsten Kunstgenuss darstellte?

Es gab keinen Müßiggang im Hause Mendelssohn. Gleich nach dem Frühstück ließ sich Abraham Mendelssohn in sein Kontor fahren. Seine Frau unterrichtete Fanny und die beiden Jüngsten, während die Dienstboten das Unterste zuoberst kehrten. Anfangs ging nur Felix zur Schule, später auch Paul, der Jüngste. Jeweils drei Jahre lang besuchten sie die »Lehr-, Pensions- und Erziehungsanstalt« des Dr. Johann Christoph Messow. Danach übernahmen verschiedene Hauslehrer die Erziehung der Geschwister, wobei Lea Mendelssohn keine ungerechtfertigte Pause überhörte und durch ein sanftes Türenschielen oder Räuspern darauf aufmerksam machte, dass sie ständig anwesend war und nichts ihr entging. »Felix, bist du auch fleißig?«, fragte sie von einem Zimmer zum anderen, wenn am späteren Nachmittag die Lehrer aus dem Haus waren und die Mendelssohn-Kinder die Hausaufgaben erledigten oder an ihren Instrumenten übten. Und Felix war – natürlich – immer fleißig, so wie auch seine Geschwister, selbst wenn sie sich trotz aller Überwachung immer wieder irgendwo

im Hause zusammenfanden, um »Unfug zu treiben«, wie die Mutter es nannte.

Doch das straffe Regiment bekümmerte die Mendelssohn-Kinder nicht. Sanktionen gab es kaum. Die Geschwister spürten, dass Vater und Mutter bei all ihrer Strenge im Grunde verliebte Eltern waren, denen nichts wichtiger war als das Wohl ihrer Kinder. Dafür zu sorgen, bedeutete aber zuallererst, ihre Bildung zu fördern. Lea und Abraham stammten beide aus Familien, in denen Bildung das wertvollste Gut darstellte. Es war kein Geheimnis, dass Lea in der Lage war, Homer im Urtext zu lesen, dass sie entspannt auf Französisch, Englisch und Italienisch plaudern konnte, dass ihr Klavierspiel vollkommen und ihr Gesang bezaubernd war.

Da Lea als junges Mädchen eine saftige Mitgift zu erwarten hatte, hatte sie seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr freie Auswahl unter den passenden Junggesellen der Stadt gehabt. Man wunderte sich deshalb, dass sie sich ausgerechnet für Abraham Mendelssohn entschied, den Sohn des berühmten Philosophen Moses Mendelssohn. Im Vergleich zu anderen Bewerbern war Abraham ein armer Schlucker. Dafür aber sah er gut aus, war freundlich, fast so gebildet wie Lea selbst und liebte wie sie die Musik. Nur bei ihm hatte sie das Gefühl, dass er ihre Leidenschaft für Johann Sebastian Bach mitempfinden konnte. Nur mit ihm konnte sie Stunden am Klavier verbringen und gemeinsam improvisieren. Gemeinsam auch traten sie in Carl Friedrich Zelters Sing-Akademie ein und wirkten begeistert im Chor mit – anfangs als heimliches Liebespaar, dann bald als Verlobte und schließlich als Eheleute.

Leas Eltern, die zu Beginn von der Wahl ihrer Tochter enttäuscht waren, kamen nach und nach zu dem Schluss, dass der Philosophensprössling vielleicht doch keine schlechte Investition gewesen war. Mit Leas Mitgift kaufte er sich in das Bankhaus seines Bruders ein, arbeitete erst mit großem Einsatz in der Hamburger Niederlassung und kehrte nach ein paar Jah-

ren als gemachter Mann nach Berlin zurück. Leas Mutter, Bella Salomon, bedauerte lediglich, dass er so wenig Interesse an religiösen Belangen zeigte. Als sie ihn deshalb zur Rede stellte, erklärte er unbekümmert, sein Gewissen sei seine moralische Instanz. Er strebe danach, ein guter Mensch zu sein und sittlich zu entscheiden. Dazu brauche er keine Beeinflussung, von wem und was auch immer.

Die Schwiegermutter fand sich fürs Erste mit diesem Bekenntnis ab, wusste doch jeder, dass Abrahams Vater einer der ehrenhaftesten und tolerantesten Menschen seiner Zeit gewesen war – wenn auch für Bella Salomons Geschmack zu wenig traditionsbewusst. Kein Wunder, dass sein Sohn die aufklärerischen Ideen des Vaters übernommen hatte. Mit der Zeit aber würde auch er einsehen, wo sein Platz war, und dass nicht sein subjektives Gewissen entscheidend war, sondern die Überlieferungen und Überzeugungen der Gemeinschaft, der er angehörte – ob es ihm recht war oder nicht. Das zumindest war ihre Überzeugung.

So beschloss Bella, die nach dem Tod ihres Mannes das Familienvermögen allein verwaltete, den aufmüpfigen Schwiegersohn durch verschiedene Vergünstigungen noch enger an sich zu binden. Eine kleine Bestechung sozusagen, aber hatte nicht schon immer der Zweck die Mittel geheiligt? Als die jungen Eheleute mit ihren inzwischen drei Kindern aus Hamburg zurückkehrten, überreichte ihnen Bella den Schlüssel zu ihrem neuen Heim an der Neuen Promenade 7, das zwar nicht in ihren Besitz übergehen sollte, in dem sie aber unentgeltlich wohnen dürften. Alles sei vorbereitet, sie brauchten nur einzutreten und dort zu leben, solange sie wollten. »Glücklich und gottgefällig, wie ich hoffe!«, fügte Bella Salomon hinzu und lächelte verstohlen in der Erinnerung an ihren verstorbenen Gatten, der sie manchmal seinen »kleinen Machiavelli« genannt hatte. Denn wenn es darauf ankam, konnte sie ganz schön manipulieren.

Nie vergaßen Abraham und Lea den Moment, als ihre Kutsche in die Straße einbog, in der sie fortan leben sollten: eine ruhige Allee, beschattet von alten Kastanienbäumen. Hinter dem breiten Gehsteig, in komfortablem Abstand voneinander, bürgerliche Villen, von der Außenwelt abgegrenzt durch hohe Eisenzäune mit spitzen Zacken. Eine wohlhabende Gegend, kein Prunk und Protz, doch alles gediegen und harmonisch. Hier residierte nicht der Adel, den es in der Wintersaison zu den Bällen in die Stadt zog, und es gab hier auch keine von den geltungssüchtigen Neureichen, die mit lichtscheuen Geschäften während der napoleonischen Kontinentalsperre ihr Geld zusammengeräubert hatten. Die hier lebten, waren Großbürger: Bankiers, Juristen, Professoren, angesehene Ärzte und Kaufleute mit internationalen Kontakten. Das wahre Rückgrat des Staates, so sah man sich selbst und war stolz darauf. Man hielt auf Tradition, auf Qualität und vor allem auf Bildung. Die Kinder waren gut erzogen und sorgfältig gekleidet, und während sie heranwuchsen, lernten sie, was als feststehendes Wissen zweifelsfrei anerkannt wurde.

»Hier werden wir glücklich sein!«, flüsterte Lea, als sie auf das Haus blickten, das viel größer und eleganter war, als sie es erwartet hatten. Sie küsste der Reihe nach jedes ihrer Kinder und zuletzt ihren Mann. Dann fing sie vor Freude an zu weinen.

2

Wenn Felix in den Tagen der Trauer um seine Schwester an die Kindheit mit ihr zurückdachte, kam es ihm vor, als habe damals immer die Sonne geschienen. Wie Zwillinge waren sie gewesen, obwohl Fanny drei Jahre älter war als er. Er konnte ihre Worte noch gar nicht verstehen, da erzählte sie ihm schon alles, was sie bewegte. Sie erklärte ihm die kleine Welt des elterlichen Hauses und drückte seine Fingerchen auf die Tas-

ten des Klaviers. Sie bürstete seine dunkelbraunen Locken und sprach ihm dabei Kinderverse vor, die er mit seiner hellen Stimme mühelos wiederholte:

»Ilsebilse, keiner willse.
Kam ein Koch
Und nahm sie doch.«

Fannys Augen leuchteten, als Felix eines Morgens anfing, die Verse zu singen. Sie antwortete ihm ebenfalls in selbst erdachten Liedchen, bis sie sich oft stundenlang singend miteinander unterhielten.

Die Eltern wussten nicht, ob sie sich über die neue Mode freuen sollten oder sorgen. Der Bann war erst gebrochen, als auch Abraham nicht widerstehen konnte. Mit seinem volltönenden Bariton mischte er sich ein und nahm das melodische Gespräch mit seinen Kindern auf. Hin und her ging es, voller Freude und Begeisterung. Als einmal eine kurze Pause entstand, erklang plötzlich auch Leas sanfter Sopran, als wäre er immer schon dabei gewesen.

Auf die Worte kam es nicht an, doch sie konnten sich ausschütten vor Lachen, wenn einer von ihnen den größten Unsinn von sich gab, nur um den Fluss des musikalischen Geplänkels nicht zu unterbrechen. »So funktioniert eigentlich auch Oper«, erklärte Abraham Mendelssohn eines Nachmittags, als sie sich erschöpft vom Singen und Lachen auf das Sofa fallen ließen. Und dann – ohne dass ihm dieser Gedanke zuvor schon einmal gekommen wäre: »Wer weiß, vielleicht wird unser Felixchen einmal ein großer Opernkomponist, und die ganze Welt singt seine Lieder.«

Damit stand der Gedanke im Raum und wurde niemals mehr vergessen. Zu auffällig zeigten sich die ungewöhnliche Begabung des kleinen Jungen und sein Gespür für Musik. Nie vergaß er, wie seine Mutter ganz behutsam angefangen hatte,

ihn mit dem Klavier vertraut zu machen: anfangs immer nur fünf Minuten lang, um sein Interesse nicht zu ermüden, dann immer länger, weil er selbst danach verlangte, bis es schließlich keiner Anregung mehr bedurfte. Die Leidenschaft für das Klavier hatte ihn gepackt – ein kleiner Virtuose, der seine Schwester einholte und übertraf.

Der Unterricht bei der Mutter reichte nun nicht mehr aus. Lehrer wurden bestellt, vor allem für die theoretische Ausbildung, die die Kinder nicht langweilte, sondern faszinierte. Angesichts ihres winzigen Sohnes, der ihnen die schwierigen Etüden von Cramer vorspielte und sie dann fehlerlos in verschiedene Tonarten transponierte, verschlug es den Eltern den Atem. Als er ihre Freude sah, schrieb er sorgfältig auf, was er gespielt hatte, und schlich in der folgenden Nacht ins elterliche Schlafzimmer. Dort legte er die Blätter auf Leas Nachttisch, wo sie sie am nächsten Morgen fand. »Damals begriff ich, dass dein Weg vorbestimmt war«, sagte Lea Jahre später in der Erinnerung an jenen Morgen und küsste die Fingerspitzen ihres Sohnes. »Bach'sche Fugenfinger. Ich hätte es mir gleich denken können.«

Das Haus war erfüllt von Musik. Als Felix sieben Jahre alt war, reiste die ganze Familie für ein paar Wochen nach Paris. Dort erhielten Felix und Fanny Unterricht bei der berühmten Marie Bigot, deren Virtuosität und Schönheit sogar der große Beethoven bewundert hatte. Es war der Kummer ihres Lebens, dass sie seine Absichten missverstanden hatte, als er sie zu einem harmlosen Parkspaziergang einlud. Entsetzt war sie davongelaufen, während er beschämt stehen blieb und nie wieder ein Wort an sie richtete. »Ein einziger Fehler kann das Glück eines ganzen Lebens kosten«, sagte Marie Bigot einmal zu Felix und Fanny, die nicht wussten, was sie meinte. »Darum urteile nie vorschnell, versprecht mir das.« Sie lächelte verlegen. »Ich habe ihn verehrt wie einen Heiligen, wisst ihr. Ich konnte mit ihm nicht wie mit einem gewöhnlichen Menschen sprechen.«

Dann erklärte sie den Kindern wieder, wie die Musik ihres Idols zu verstehen war, und sie lächelte, als sie spürte, dass die beiden kleinen Preußen die Wucht von Beethovens Genie begriffen hatten.

Die Eltern erlebten die Fortschritte ihrer Kinder mit. Auch bei Pierre Baillot vom Pariser Konservatorium stellten sie sie vor, und der Professor erklärte sich bereit, sie in Kammermusik zu unterrichten. Er empfahl Felix, Geige zu lernen. Seine Sensibilität werde dadurch noch weiter gefördert werden. »Im nächsten Jahr müssen Sie unbedingt wiederkommen«, sagte er beim Abschied zu Abraham und Lea. »Talent muss wach gehalten werden.«

Felix und Fanny erlebten Paris wie im Traum. Sie hatten das Gefühl, grenzenlos beschenkt zu werden. Obwohl sie noch Kinder waren, spürten sie den Unterschied zum provinziellen Berlin mit seiner unerbittlichen Obrigkeit, die sich vor freien Gedanken fürchtete und vor allem, was neu oder fremd war. Als Abraham Mendelssohn auf der Rückfahrt fragte, ob sie Paris denn liebten, zögerten sie dennoch, und Felix sagte schließlich: »Lieben? Ich weiß nicht. Aber Madame Bigot, die liebe ich.«

Zwei Jahre später erfuhren sie, dass Marie Bigot gestorben war. An der Schwindsucht, sagte man, Lea Mendelssohn jedoch behauptete, sie wisse es besser. Der Künstlerin sei das Herz gebrochen. »Dabei war sie erst vierunddreißig Jahre alt.«

»Weißt du noch, Felix?«, fragte Lea Jahre später. »Du hast einmal gesagt, du liebst sie.« Aber Felix war noch ein Kind gewesen, als er die Worte sprach, und er konnte sich nur noch daran erinnern, weil seine Mutter es erwähnt hatte.

Haydn, Mozart, Beethoven, Händel und Bach – ja, vor allem immer wieder Bach! Er war der musikalische Gott der Familie. Schon Lea Mendelssohn war mit der Verehrung für seine Musik groß geworden, und ihre Mutter Bella Salomon – die

reiche Bella, die keine Hemmungen hatte, mit der Macht ihres Vermögens die Geschicke der Familie zu kontrollieren – hütete als ihren allerkostbarsten Schatz eine alte Partiturabschrift der *Matthäuspassion* nach Bachs originalem Stimmmaterial. Die Welt des Generalbasses und der Bach-Choräle war die Welt, in der die vier Mendelssohn-Kinder heranwuchsen und in der von Tag zu Tag immer deutlicher wurde, dass der fröhliche, verschmitzte Felix mit einer Begabung gesegnet war, vor der seine Eltern oft sogar erschrakten.

Manchmal schien es ihnen, als habe sich die Musik in ihrem Sohn selbstständig gemacht. Als überfalle sie ihn, ohne dass sein eigener Wille daran beteiligt war. Als wäre er selbst nur ein Instrument, das von einer unbekanntten Macht in Gang gesetzt wurde. Mitten in einer Mathematikstunde bei seinem Lehrer Heyse zog Felix einmal plötzlich hastige Linien über sein Arbeitsblatt und schrieb Noten nieder, ohne sich durch irgendetwas oder irgendjemanden unterbrechen zu lassen. Wie in Trance arbeitete er, taub für seine Umgebung, horchend nur auf eine Stimme in seinem Inneren. Erst als er fertig war, hob er den Blick und atmete hörbar auf. Nun merkte er, dass die Familie um ihn stand, besorgt und verwundert zugleich.

Er legte die Zettel sorgfältig aufeinander und stieß die Ränder auf der Tischplatte glatt. »Eine Sonate für zwei Klaviere«, erklärte er und schien wieder ganz der Gleiche wie sonst: der unbekümmerte Junge, der bei Turnvater Jahn den Körper ertüchtigte und der nach dem Schwimmunterricht freche Liedchen komponierte – *Der Knabe steht an Stromes Rand* und andere »Schwimmlieder«, die er auf dem Heimweg laut und übermütig mit seinen Freunden schmetterte –, kein gehemmter kleiner Stubenhocker, kein weltfremdes Wunderkind, das sich im Leben mit den anderen nicht zurechtfindet. Die Musik bereicherte ihn, doch sie nahm ihm nichts von seinem Leben als Mensch unter anderen Menschen.

DER PRINZ IM SCHNEE

I

Ja, die Sonne leuchtete über diesen Jahren. Wenn Lea Mendelssohn auf ihre kleine Familie blickte, seufzte sie manchmal und flüsterte, Gott möge sie alle beschützen und es sie nicht entgelten lassen, dass sie bisher so reich beschenkt worden waren. Dabei senkte sie den Kopf und merkte nicht, dass die Kinder nachsichtig lächelten.

Während seines ganzen Lebens erinnerte sich Felix an diese Augenblicke. Jedes Mal fielen ihm dann aber auch Momente ein, die die Freude jener Tage unterbrochen hatten. Ein Schatten lag über ihnen, und Felix hätte sie schon damals am liebsten vergessen. Gegen seinen Willen hatten sie sich in sein Gedächtnis eingepägt, und er wusste nie, in welchem Maße sie sogar später noch seine Urteile und Entscheidungen beeinflussten. Als hätten sie sich soeben ereignet, sah er sie vor sich und zugleich auch sich selbst aus der Entfernung wie auf einer Bühne. Vor allem aber blieb ihm unverändert gegenwärtig, was er damals empfunden hatte.

Er mochte etwa sieben Jahre alt gewesen sein und Fanny drei Jahre älter. Es war ein Tag im späten Winter. Dichter Schnee schuf eine gedämpfte, weißgraue Welt. Da es noch Morgen war, hatte bisher niemand den Gehsteig vor dem Haus betreten oder den makellosen Flaum auf der Straße verunstaltet.

Als wäre er nur ein unbeteiligter Zuschauer, sah sich Felix in seiner Erinnerung mit Fanny aus dem Haus ins Freie laufen. Sie wollten die kurze Zeit, bis Felix zur Schule musste, nutzen,

um in der klaren Winterluft herumzualbern. Lachend bewarfen sie sich gegenseitig mit Schnee und ließen sich schließlich zu Boden fallen, ihr Atem stieg in weißen Fahnen stoßweise nach oben. Wie Hampelmänner bewegten sie ihre Arme und Beine und hielten erst inne, als sich draußen auf der Straße mit leisem Gebimmel ein Pferdeschlitten näherte. Neugierig sprangen sie auf, klopfen sich den Schnee aus den Kleidern und traten ans Gartentor.

Es war ein eleganter Schlitten mit einem bunten Wappen an der Seite. Der Kutscher versank fast in einem schwarzen Uniformmantel mit goldenen Verzierungen.

Zum Erstaunen der Kinder hielt das Gefährt genau vor ihrem Gartentor an. Erst jetzt bemerkten sie, dass der einzige Fahrgast ein Junge war, feingliedrig und hübsch – fast ein wenig wie Felix selbst. Er trug einen vornehmen, mittelblauen Wollmantel mit einem großen braunen Pelzkragen und einer dazu passenden Mütze. Weder der Junge noch der Kutscher hatten die Kinder bisher bemerkt.

»Warte hier!«, befahl der Junge energisch und sprang vom Schlitten. Dann rannte er in höchster Eile zum nächsten Baum. Er öffnete seinen Mantel und nestelte an seiner Kleidung, während der Kutscher starr vor sich hinblickte.

Unversehens begriffen Felix und Fanny die existenzielle Not, in der sich der fremde Junge offenkundig befand. Fanny flüsterte Felix kichernd zu, die Köchin habe wohl recht, wenn sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit darauf hinwies, dass man den Respekt vor der Obrigkeit nicht übertreiben dürfe. Nie solle man vergessen, dass es sogar für den König einen Ort gab, wohin er zu Fuß ging.

Der Junge knöpfte seinen Mantel wieder zu. Nach einer kurzen Überlegung bedeckte er mit der Fußspitze seine Spuren unter dem Baum mit Schnee. Erleichtert atmete er auf und wollte zum Schlitten zurück. Erst jetzt entdeckte er Felix und Fanny, die hinter dem Zaun standen und vor Lachen fast platzten.